Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Des Lebens Lehrling [Fortsetzung]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574400

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Lebens Lehrling.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Endlich hält der Wagen.

„Wir sind da!" sagt Alice. Dick Hamilton steigt mit den Damen aus und schließt sich ihnen an.

Der Weg führt durch eine häßliche Straße mit düsterhohen Häusermassen; nur wenige Menschen eilen dahin. Ein mit Ballen hoch verstauter Wagen rattelt über das Pflaster. Es ist unsagbar unfreundlich hier: der Rauch der Fabriken liegt wie Nebel in der Luft; die Sonne ist schon lange aus der Straße verschwunden, und es sieht aus, als sei sie schon seit endlos langen Zeiten überhaupt nicht mehr über dieses Pflaster und diese Häuserreihen dahingewandert; so grau und so lichtlos ist alles! Immer enger wird die Passage, und Mary Hellings drängt sich dichter an ihren Begleiter.

Vor einem der häßlichen hohen Gebäude bleiben sie stehen. Dora erscheint dies eine Haus noch schwärzer und verrußter als die übrigen.

Ueber seiner Türe ist ein Schild angebracht mit der Inschrift: Smokeroom.

Da hinein geht Alice. Dick Hamilton folgt ihr.

Dora zögert; plötzlich zuckt ihr der Spruch über dem Höllentor durch den Sinn:

„Ihr, die ihr eintretet, lasset jegliche Hoffnung!"

„Ich mag nicht hinein," sagt sie, und Bangigkeit und Verachtung zittern in ihrer Stimme. „Dies ist ein häßlicher Ort; ich will wieder nach Hause!" Sie bleibt stehen: „Wir wollten doch zu deiner Mutter?"

„Eben da wohnt sie!" lacht Mary, und das unselig Verschlagene zuckt wieder über ihr Wesen.

Mit einem Blick, der wie ein Wetterleuchten über Dora hinfährt, sagt sie alsdann hastig: „Bitte, mache keine Geschichten, Mädchen, und komm! Ich sagte dir doch, daß Ma eine Art Bar hat!"

Dora schüttelt in heftiger Auflehnung den Kopf: „Nein, davon sagtest du kein Wort!"

„Nun, dann unterließ ich es. Eine Bar ist ja auch just kein aristokratisches Geschäft! Na, wenn auch; ein Verbrechen ist es ebensowenig, und deine Sperrerei ist nicht gut am Platze!"

Marys Augen funkeln böse.

Die Haustüre öffnet sich; Dick Hamilton schaut ungeduldig wartend vor: „Nun, kommen die Damen?"

„Geh," sagt Mary, „und wenn es schmutzig ist! Gleichviel; du kannst ja deine Kleider aufnehmen! Vorwärts, wenn ich bitten darf!"

Wie gelähmt in ihren Gedanken steigt Dora die Treppe hinan und betritt den Raum.

Es ist nicht freundlich darin. Die Wände sind staubig verräuchert, und auf den Tischen glänzen in trüben Flecken und Kreisen die klebrigen Reste von Bier, Schnaps und andern Getränken.

Der Raum ist ziemlich leer. An einzelnen Tischen wird geraucht, gespielt, getrunken.

Bei Mary Hellings' Anblick heben sich die Köpfe. Das vertrauliche Nicken findet vertrauliche Erwiderung.

Dora wird mit dreist erstaunten Augen gemustert. Aber in dieses Erstaunen mischt sich bei einigen eine kopfschüttelnde Verwunderung, die zu besagen scheint: Wie kommt denn diese hierher? Das Mädchen macht eine rückwärtsfliehende Bewegung; ihr fällt das Atemholen schwer. Es ist so dumpf in dem Raum, und das Tageslicht hat eine besondere Färbung. Sie möchte die freie Luft gewinnen.

Mary wirft ihr einen warnenden Blick zu: „Sei gut!"

Die Worte fliegen wie ein Pfeil dahin, leise zischend, drohend wie ein Befehl.

Zögernd tritt Dora mit Mary an die Schmalwand des Raumes, wo die Bar steht. Hinter dem Schenktisch hantiert eine runde, gutmütig aussehende Frau.

„Das ist meine Mutter, Mrs. Gibson," sagt Mary. „Ma, dies ist Fräulein Brand; ich glaube, sie ist augenblicklich etwas müde!" Die Stimme klingt in einer Mischung von Aerger und Spott.

Mrs. Gibson überfliegt mit prüfenden Blicken das fremde Mädchen. Eine unendliche Schlauheit liegt in den Augen mit der treuen blauen Farbe. Nachdem sie mit dem erfahrenen Ausdruck eines Händlers die tannenschlanke Erscheinung beschaut, sprudeln wortreiche Fragen über ihre Lippen.

Dora bemüht sich, der weißhaarigen Frau gegenüber ihre Antworten voller zu gestalten; aber trotz diesem Bestreben bleiben sie mager und dürftig.

Mrs. Gibson rühmt die Schönheit von Clive-House und die Bequemlichkeit und Pracht seiner Einrichtung.

Dora bestätigt leise: „Ja, das Haus ist schön!"

Mrs. Gibson spricht über das englische Landleben, über englische Gewohnheiten im allgemeinen und besondern und lenkt dann das Gespräch auf Teddy und Baby; dabei verweilen ihre Blicke in unverwandter List auf Dora und scheinen deren geheimstes Wesen ergründen zu wollen.

„Es sind die schönsten Kinder, die meine Augen je geschaut," sagt Mrs. Gibson, „und voll der reizendsten Einfälle; nie habe ich so kluge Kinder gesehen!"

„Ja," sagt Dora, „sie sind klug!"

„Nehmen Sie ein Glas Sherry, Fräulein Brand?" fragt Mrs. Gibson. „Es wird Ihnen gut tun!" Sie schaut Dora ermunternd an und greift nach einer Flasche.

„Nein," wehrt das Mädchen, „ich danke!"

Mary hat sich inzwischen ein Glas von Alice füllen lassen: „Mit dem Anbieten von Getränken wirst du wenig Glück haben bei Dora, Ma; sie hat ihre ausgesprochenen Eigentümlichkeiten!"

Mary lehnt behaglich am Schenktisch und schlürft ihr Getränk.

Einer der rauchenden Herren erhebt sich und kommt auf die junge Witwe zu, die sich an der Bar zu schaffen macht. Er hat blutrote Rosen in der Hand und überreicht sie Alice. Diese hält die Blumen kokett an die Puffen ihrer Bluse: „Nicht gerade passend in der Farbe, scheint mir! Teerosen oder Marschall Niel wären ohne Zweifel vorteilhafter und kleidsamer! Nun, meinetwegen!"

Mit einem verdeckten Blinken in den Augen steckt sie die Blumen lässig in ihren Gürtel; dabei muß sie einen Augenblick den Atem anhalten, so eng ist sie geschnürt.

Der Herr wendet sich zu Mary, begrüßt sie wie eine alte Bekannte und fragt mit einem heimlichen Winken auf Dora: „Darf ich den Damen ein Glas Wein anbieten? Oder einen American drink? Mrs. Green wird uns das Getränk in oft erprobter Güte mischen!"

Mary dankt lachend: „Ich bin noch versehen, Mister Gardener, und diese junge Dame hat vorhin die Annahme verweigert; ich fürchte, Sie haben wenig Chancen bei ihr!"

Ein feuriger Blick des Mannes sucht Doras Augen. „Darf ich bitten, Mrs. Hellings, mich vorzustellen?"

Mary entschuldigt sich wegen der Versäumnis.

Beim Nennen von Doras Namen fügt sie rühmend hinzu: „Eine Rheinländerin!" als gereiche dieses Attribut zu Doras persönlichen Verdiensten.

Mit ausgesuchter Höflichkeit wendet sich Mr. Gardener an das Mädchen: „Ich bin belehrt worden, Fräulein, daß die Rheinlande eine Perle in Preußens Krone bilden und daß die Frauen dort zu den schönsten der Nation gehören; ich freue mich, die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigt zu finden. Aber zu einer Rheinländerin gehört Rheinwein, Fräulein Brand, um das blonde Stimmungsbild voll zu machen! Haben Sie Hock da, Mrs. Gibson?"

Wieder übergleiten seine feurigen Augen Dora. Diese hat mit einer kleinen Neugierde den galanten Worten gelauscht; jetzt aber wendet sie sich mit einer raschen Bewegung zu der Frau am Schenktisch: „Bitte, ersparen Sie sich meinetwegen jegliche Mühe, Mrs. Gibson; ich trinke nichts!" — und mit einem Blick auf den Herrn, der seine Bitte in dringlichen Worten wiederholt: „Nein, ich habe keine Lust; zu Rheinwein gehört freie Luft und Sonnenglanz; ich will mir meine Erinnerungen nicht trüben!"

„Abgeblitzt," lacht Mary; „ja, diese Festung ist nicht so leicht zu erobern! Sie müssen Ihre Angriffspläne anders entwickeln, Mister Gardener!"

In dem Augenblick tritt Dick Hamilton an die Bar und schaut auffordernd auf Mary. Diese antwortet mit einem kaum merklichen verstehenden Nicken und erhebt sich. Sie faßt Dora bei der Hand und zieht sie nach flüchtiger Verabschiedung von den Herren mit sich in das Nebenzimmer.

Es ist dunkler darin als in dem Vorraum, ein gespenstisches Dämmerlicht, nicht Tag und nicht Nacht. Das Gemach hat keine Fenster, nur eine trübe, graugrüne Decke aus gerilltem Glase. In der Nähe eines großen Spiegels zittert eine kleine Gasflamme hin und her. Mary nähert sich dem Lichte und schraubt es etwas höher. Sie stellt sich vor das Glas und sagt mit einer leichten Bewegung nach rückwärts: „Mache es dir bequem, Dora!

Das Mädchen setzt sich steif und ungeschickt, wie unter dem Banne irgendeiner Bezauberung, auf einen der unordentlich hier und da im Raum aufgestellten Sessel. Ihr ist, als sei sie in ein geheimnisreiches Magazin geraten, vor dessen Besitzer sie sich fürchtet und dem sie vor allen Dingen um keinen Preis begegnen möchte; sie will seine Waren nicht und nicht seine Geschenke; er wird ein Zauberer sein, und sie bebt zurück vor den Mitteln seiner Beherzung. Beklommen schaut sie auf Mary.

Diese reckt das straffe Figürchen hoch vor dem matt blinkenden Glase und biegt sich nach rechts und nach links. Die flackernde Flamme weht ein eigentümliches Lichterspiel über sie hin; sie hebt die Arme sehnsüchtig dem eigenen Bilde entgegen, und in ihren Augen glüht das Verlangen.

Am Spiegel ist eine Schublade; Mary kramt mit nervösen Händen darin herum und fährt sich mit einem feinen Stänglein über die Lippen. Röter und feuchter lockt der Mund nach diesem Verfahren aus dem Spiegelglase, und die kleinen Zähne blinken weißer und perliger, lüstern und begehrlich wie die eines Raubtierchens. Der volle Busen wogt auf und nieder.

Da öffnet sich die Tür. Ein enttäuschtes „Du!“ zittert über des Weibes Lippen beim Eintritt der Schwester.

Alice begibt sich auch vor den Spiegel, und während Mary mit vieler Genauigkeit die feinen seidigen Löckchen zupft und zurechtlegt und Alice gleicherweise an ihren sechs Fragezeichen formt, erzählt letztere: „Ich gehe heute mit dem Wiener Herrn ins Theater, Mary; schade, daß ihr nicht mitkommt! Ich glaube, nach der Vorstellung wird es urfidel werden. Hans Rolfs ist einer von den Nobeln; er war vorsichtig in der Wahl seiner Eltern und bekommt von seinem Vater einen ausgezeichneten Wechsel, er kann sich schon etwas leisten! Zudem hält er auf Aeußerlichkeiten, was auch nicht zu verachten ist; man kann sagen, was man will, aber mir ist ein eleganter Mann, so jeder Zoll eine Herrnnatur, bei weitem lieber als irgendein Rauhbein mit schlechtrasiertem Gesicht und ungepflegten Händen! Hans Rolfs hat wirklich echten Wiener Chik! Du glaubst nicht, was für eine entzückende Seidenbluse er mir gestern geschenkt hat, blau, mit Durchbruch; Hals und Arme sind fast frei; die kostet unter Brüdern ihre fünf Guinees, wenn nicht mehr; sie ist feenhaft, und sitzen tut sie, einfach entzückend!“

Mary, die nur mit halbem Ohre hingelauscht, sagt: „Ja, du verstehst es, das muß dir der Neid lassen! Halte ihn dir nur warm!“

Dann horcht sie gespannt nach dem Nebenzimmer. „Warum kommt er nicht?“ Ihre Stimme verrät Aerger.

Da knarrt die Türe; Mary Hellings' Wünsche scheinen die Kraft der Uebertragung zu besitzen; Dick Hamilton tritt ein.

Er ist ein junger hübscher Mensch von achtundzwanzig bis dreißig Jahren. Ein Alltagsgesicht mit einer energischen Nase, die von vielen Sommersprossen einen bräunlichen Schimmer hat; seine Gestalt ist gedrungen, der Anzug einfach.

Dick Hamilton faßt Mary am Handgelenk und zieht sie zu sich auf das kleine Sofa. Dann schlingt er seinen Arm um ihre Taille. So — ganz ungeniert, als sei dies sein gutes Recht.

Mary scheint es auch durchaus natürlich zu finden und Alice desgleichen. Mrs. Gibson wirft einen flüchtigen Blick in den Raum, und als sie die beiden in innniger Verschlingung sieht, schließt sie mit einem diskreten Lächeln die Türe.

Dora möchte hinauslaufen.

Mit entsetzten Augen starrt sie auf die Gruppe.

„Ah, wie können die nur wagen?“

„Es ist ehrvergessen!“

Mary hat alle Beachtung für die Außenwelt verloren; sie scheint nicht mehr zu bemerken, daß neben ihr und Dick Hamilton noch andere im gleichen Zimmer sind. Mit den umflorten Blicken der Leidenschaft hebt sie die Augen denen des Mannes entgegen; die Lippen sind halb geöffnet und wölben sich begehrend.

Dick Hamilton streichelt des jungen Weibes Arme und Knie, den ganzen Körper, beugt sich nieder und umfängt sie in wildem Küssen; er setzt sie auf seinen Schoß und preßt sie an sich.

Es ist fürchterlich stille in dem Raum. Nur Küsse, Küsse und zuweilen ein halbersterbendes Liebeswort!

Dora schlägt in harter Not die Hände vor das flammende Gesicht.

Sie kann nichts anderes fühlen als eine grenzenlose Scham, die mit scharfen Ruten auf sie einpeitscht und einen Schauer nach dem andern durch ihren Körper jagt. Wild wirbeln ihre Gedanken durcheinander. „Sie bricht die Ehe und macht mich zur Mitwissenden! Warum tut sie dies? Warum läßt sie mir nicht die barmherzige Dunkelheit? Mitwissen ist mitschuldig. Ich aber will nicht mittragen an solcher Schuld! Ein untreues Weib ist schändlich. Die Lüge im Herzen küßt sie ihre Kinder. Die Lust zu einem andern in den Sinnen begegnet sie dem Gatten; es ist unsagbar gemein! Ach, ich sollte sie an den Schultern zerren, zurückzwingen zu Ehre und Pflicht! Ich sollte nicht hier sitzen, untätig, hilflos..... Wo bist du, mein Gott? Wo?“

Sich selber unbewußt, mit dumpfem Laut stößt Dora die letzten Worte vor; ihre Hände greifen in die Luft, als suchten sie einen Halt.

Mit raschen Schritten tritt Alice zu dem tieferblaßten Mädchen: „Ich will Sie hinausführen, Dora! Kommen Sie, oben ist es besser!“

Die Stimme klingt mitleidig.

Freundlich geleitet Alice die Halbohnmächtige aus dem Zimmer.

Doras Glieder sind fast gelähmt und steif, als hätten sie in einem Sarge gelegen; ihre Seele friert und schüttelt sich vor Kälte.

Stützend umschlingt Alice die Taumelnde: „Armes junges Ding!“ flüstert sie.

Endlich, nach einem Wege, der Dora lang dünkt, als winde er sich durch meilenweite Dunkelheiten, gelangen sie in ein großes Gemach. Mit einem zitternden Aufatmen sieht Dora, daß es Fenster hat.

Alice führt sie, immer noch mit der behütenden Sorglichkeit und einem herzensgütigen Ausdruck, zu einem Sofa und bettet ihren Kopf auf ein weiches Kissen.

Doras Blut braust und schlägt durch den Körper, so hart und stark, daß es im nächsten Augenblicke die Adern zu sprengen droht. In einer wilden Angst greift das Mädchen zum Herzen; es wird ihr schwarz vor den Augen.

Alice schaut unsicher nieder. In ihrer Ratlosigkeit weiß sie sich kein anderes Mittel, als die Erschöpfte in

vollkommener Ruhe zu lassen. Und diese Ruhe bedeutet für Dora die beste Wohltat. Allmählich klopft das aufgeregte Blut weniger drohend. Das vordem so angstvolle Gesicht erhält einen stillern Ausdruck, und leiser hebt und senkt sich die junge Brust.

Da nimmt Alice die niederhängende Hand des Mädchens, und wie sie diese so eine kleine Zeit stille gehalten, beginnt sie mit halblauter Stimme zu sprechen, in dem offenbaren Bestreben, durch ein Erklären des Vorangegangenen die Begebenheiten der letzten Stunde vielleicht entschuldigen zu können. Bald stockend, bald hastig drängen sich die Worte über ihre Lippen: „Sie müssen dies nicht so schwer nehmen, Fräulein Dora; vielleicht ist es nicht so schlimm, wie es den Anschein hat! Und sehen Sie, es gehört zu unserm Leben, wir sind sozusagen darin groß geworden und finden nichts Aufregendes dabei! Nur, wie ich Sie da sehe, jung, unglücklich und völlig verstört vom bloßen Miterleben eines Geschehnisses, das für uns im Grunde nichts Unrechtes bedeutet, da kommt auch mir wie ein Gespenst aus längstvergangenen Tagen die Empfindung, daß es schlecht und verabscheuenswert ist, was wir tun ... Aber was wollen Sie machen, Kind, in unserem Falle? Ist man mal nicht mehr Zaungast bei derartigen Vorstellungen, gehört man selber zu den routinierten Spielern und pfeift und geigt seine Melodie mit in dem Konzert, so gewöhnt man sich zu guter Letzt derart an diese Musik, daß man sie weder lassen kann noch will! Unsere Nerven sind auf die Töne eingestellt und hören nicht mehr, daß sie häßlich sind ..."

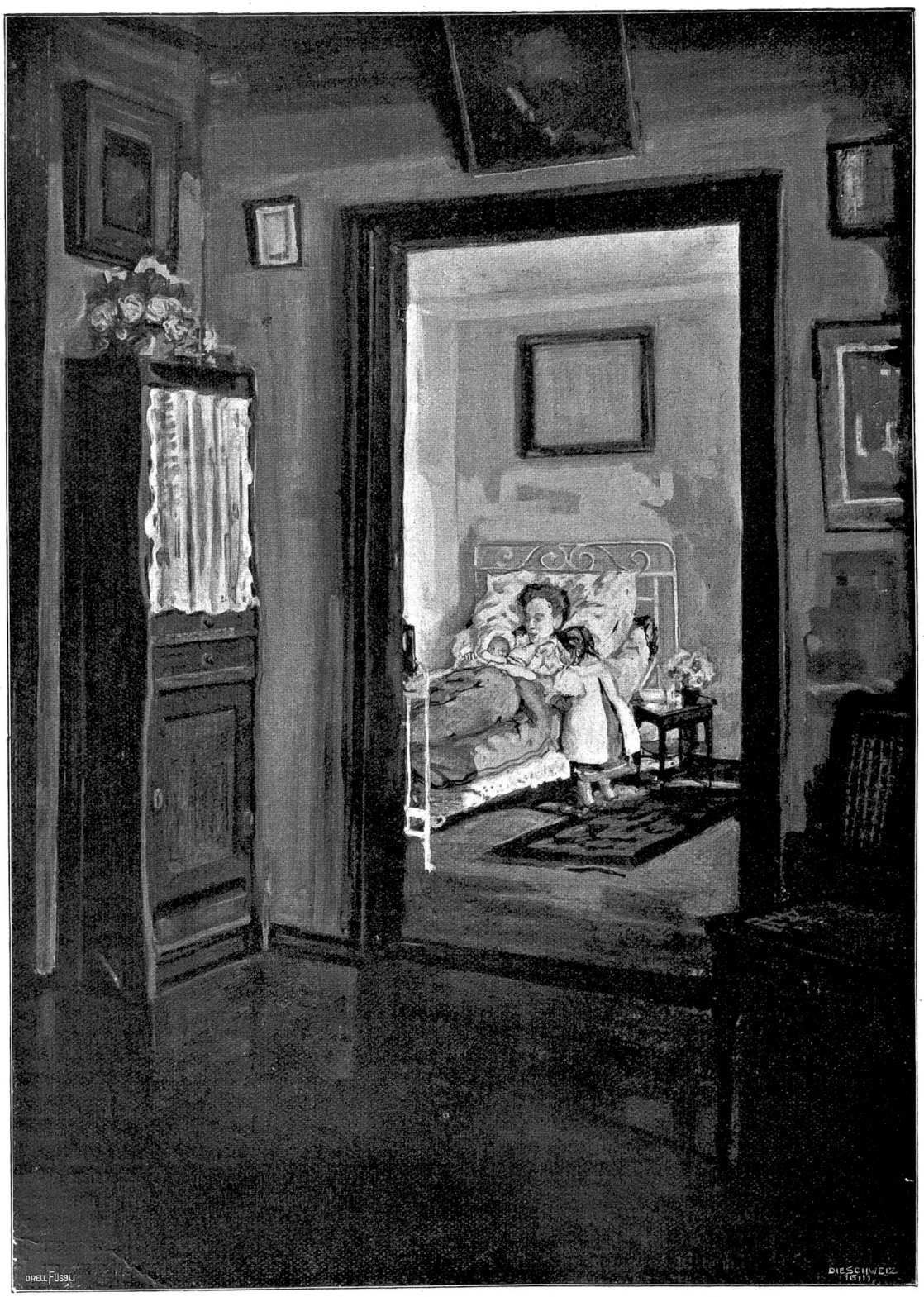
Das junge Weib schweigt, umstrickt von aufsteigenden Erinnerungen; dann streicht sie sich über die Augen und fährt in gleichmütigem Tone fort: „Als Mary von Lausanne zurückkam, waren bei uns die Verhältnisse ziemlich wackelig geworden: Pa ist immer groß im Spekulieren und im Trinken gewesen; gewettet hat er auch; die Verluste summierten sich zusammen; endlich kam der Krach! Da haben sie die Bar genommen; das ist hierzulande wie wohl überall eine Erwerbsquelle, bei der man nicht zu verhungern braucht. Ma kannte das Geschäft; Pa hat sie wahrscheinlich früher auch mal von einer Bar weggeheiratet. Und wir, Mary und ich, wir wurden so ein bißchen als Zugmittel zur Betriebserhöhung verwendet ... Es ist auch so weit alles nach Wunsch gegangen, wir hatten satt zu essen und zu trinken und haben uns die dicken Fettaugen des Vergnügens von der Suppe des Lebens geschöpft. Mary hat dazu noch die reiche Partie gemacht. Und ich ... Na, ich habe mir desgleichen auf ehrliche Weise den Namen einer Mrs. Green zugelegt ... Wenn ich ein leichtes Pflaster bin — mein Mann war ein noch leichteres! Am Ende bin ich zu Ma zurückgekehrt mit Kittie, meinem kleinen Mädchen. Vielleicht ist Mister Green inzwischen gestorben, vielleicht lebt er; was weiß ich! Darum habe ich mich bisher nicht gekümmert und werde es auch in Zukunft nicht tun. Mein Gott, ich habe immer satt und genug an den eigenen Angelegenheiten.... So ganz leicht ist mein Leben hier im Hause bei aller äußerlichen Vergnüglichkeit freilich nicht gewesen. Besonders durch Pa und seine brutale Heftigkeit gab es manches, was schwer war. Im Februar dieses Jahres ist er gestorben. Schwarze Kleider und Kreppschleier haben wir bei seinem Tode nicht angelegt; die Scheinheiligkeit ersparten wir uns. Wir sind im Grunde froh gewesen, als er starb; es war eine Erlösung. Er machte Schulden, und Ma und ich hatten in der Hauptsache dafür zu sorgen, daß sie bezahlt wurden. Abgesehen davon ist Pa eine gutmütige und zu Zeiten eine frohe Natur gewesen, die jedem das Seine gönnte. Und so ist es gekommen, daß ich teils gezwungener-, teils gewollttermaßen in dies Leben hineingeraten bin, an das man sich gewöhnen kann, dergestalt, daß man am Ende nichts anderes mehr denkt, als es müsse so sein ... So ist es!"

Wieder schaut das junge Weib mit einem Ausdruck, in dem sich Frivolität und Ehrlichkeit sonderbar vermischen, vor sich hin; dann richtet sie den vollen Blick auf das stumm lauschende Mädchen.

„Nun schauen Sie mich an, als spazierte ich in einem Mantel der Merkwürdigkeiten und Widersprüche vor Ihnen auf und ab! Ich kann mir denken, daß sein Anblick Sie verwirrt; es ist ja auch ein höchst eigentümliches Mach- und Flickwerk, was mir das Leben über die Schultern geworfen! Zuweilen werde ich selber nicht klug daraus und weiß nicht, was ich sagen soll. In meinen Verhältnissen erbaut man sich eigene Philosophien, die man natürlich möglichst den persönlichen moralischen Maßen anzupassen trachtet. Und soviel weiß ich, und das ist eine passable Errungenschaft, je nachdem ist es schön zu leben und zu lieben, so ohne Furcht mit einer Ueberlegenheit, die schon mit halben Augen der Schadenfreudigkeit zuzwinkert. Von dergleichen haben Sie natürlich keine Ahnung, Dora, so ein richtiges deutsches Gänschen, nicht?"

Als das Mädchen nur mit halbverwirrten Blicken zu der Fragenden emporschaut, fährt diese in leichtem Spotten fort, indem sie die blitzenden Ringe an ihren weißen Fingern beschaut: „Ja, ihr Deutschen, ihr seid eine wunderliche Nation! Unglaublich, was man von euch erzählt! Ihr dürft ja wohl vor der Hochzeit nicht wissen, wie das Leben sich weiterbildet und woher die kleinen Kinder kommen; ihr glaubt an die Fabel vom Storch und an das Märlein von dem Engel, der die Kinder bringt, nicht wahr? Und diesen Mythus darf man euch beileibe nicht zerstören, sonst macht ihr erschrockene Augen und eure Mütter und Seelsorger fangen an zu zetern und für eure Reinheit zu bangen!"

Ein übermütig Lachen tanzt über das Gesicht, und durchblüht von guter Laune spricht sie weiter: „Ja, ja, ihr seid süße dumme Lämmer, ihr deutschen Mädchen! Ihr häkelt brav an handbreiten und meterlangen Spitzen, ihr stickt zierliche Monogramme und Rosenknöspchen und Vergißmeinnicht in eure Wäsche, und wenn ihr die stattliche Anzahl der obligaten Spitzen und Hemden und Hoseneinsätze fertig habt und befriedigt in die Truhen und Schränke verpackt, dann verlobt ihr euch mit dem ersten, der euch über den Weg läuft, verleiht ihm schnell mit der Findigkeit eures schwärmerischen Sinnes den Charakter und Glorienschein des Besten und macht im seidenen Kleide und neuen Hute eure Staatsvisite bei den Vettern und Basen! Allda sitzt ihr schämig auf dem Kanapee, schlagt in Züchten die Augen nieder und zupft an euerm Nastüchlein, wenn man von euch und eurer Liebe redet! Grundgütiger, ihr gebt verteufelt niedliche Bilder ab, blond und glattgescheitelt, wie das Charak-



Unsere liebe Frau im 1900sten Jahre. Nach dem Temperabild von Karl Itschner, Zürich-München.

teristikum eurer Nation! Mir ist, ich hätte euch gesehen, so genau haben mir meine deutschen Freunde die Situationen beschrieben! Sie ulken natürlich nicht schlecht darüber und haben auch recht; ich meinerseits finde ein derartiges Gebaren desgleichen unendlich albern."

Alice schweigt, und Dora verharrt immer noch in ihrem Stummsein; sie weiß gar nichts zu entgegnen und ist zu müde, irgendeinen nutzlosen Einwand zu machen.

Gutmütig streichelt Alice über die Finger der stillen Zuhörerin. Auf einmal aber glimmt es wie zornige Erregung in ihren Augen: „Warum Mary Sie just zu uns gebracht, Sie, halb Kind noch in allem Empfinden, begreife ich nicht. Dies hätte sie ruhig unterlassen sollen; es ist doch kein Sinn darin, absolut nicht! Zu welchem Zwecke jemand in dies Luderleben ziehen, der nicht die allergeringste Veranlagung dafür hat? Es gibt ja Skeptiker, die sagen, daß jede Moral zu erschüttern ist, wenn sie für einmal das Gewand ihrer Furcht abgeworfen hat; indessen, wenn auch diese Regel zu Recht bestände, so wären Sie wohl die Ausnahme, Dora, welche die Regel bestätigt. Nein, Kind, Sie haben kein Talent für zweideutige Dinge, und eine Versuchung in dieser Hinsicht besteht für Sie überhaupt nicht. Diese Kenntnis hätte Mary ebensogut haben können wie ich!"

Alice bricht plötzlich in ihrem hastigen Sprechen ab.

In einer auftauchenden Sehnsucht haftet ihr Blick auf Dora, die sich aus ihrer liegenden Stellung emporgerichtet und teilnahmsvoll das junge Weib betrachtet.

Die Augen der beiden Frauen ruhen ineinander. Und wie nun der stille klare Mädchenblick so warm sich in die Blicke von Alice Green senkt, fließt ein Schauern durch deren Leib und aus ihrer Stimme bricht es in Klage:

„Ach, es gab eine Zeit, da widerte auch mich diese Wirklichkeit an, da habe auch ich die Hände erhoben in Abscheu vor all dem sündigen Wesen und habe doch nicht die Kraft gefunden, davonzulaufen, mich in die Atmosphäre der gesunden Arbeit zu retten, und bin gesunken ... tiefer ... immer tiefer! Der Vater meines kleinen Mädchens hat mich geschlagen und an den Haaren über den Boden gezogen. Ach, Dora, es ist vieles unsagbar schändlich und gemein gewesen, und nicht alles ist süße Erinnerung in meinem Leben, wenn schon es der Liebe geweiht!"

Alice versinkt in Schweigen. Ach, wohl mögen es graue Gestalten sein, die durch das verstaubte Zimmer schleichen und sie umfangen, und obgleich sich die Gestalten vor ihr neigen und ihr die Kelche des Lebens darreichen, so mundet der Trank nicht; denn auf dem Grunde liegt der Schmutz der Sünde, der sendet seine Dunkelheit bis an das matte Blinken der Oberfläche! Und der Trank ist so, daß die Lippen wohl feucht werden davon, aber des Herzens tiefstes Dürsten nicht gestillt wird ...

Auf einmal fällt Alice Green vor Dora Brand in die Knie und umfängt sie und bittet demütig:

„Küssen Sie mich! Um meines kleinen unschuldigen Kindes willen! Denn solche Küsse segnen!"

Da beugt sich Dora nieder und küßt das junge Weib. Eine Dankbarkeit durchflutet sie. Nun ist kein Raum mehr in ihr für Scham und Bitterkeit. Nun ist sie eine Königin, die aus der Fülle schöpft, um den Aermsten unter den Armen, den Parias der Erde von ihrem Reichtum auszuteilen.

Mit einem wundersamen Scheine auf dem Antlitz hält Dora den Kopf des jungen Weibes umschlungen, der in ihrem Schoße ausruht von vieler Wirrsal, und streichelt leise, leise die blonden Haare — — — —

Langsam richtet sich Alice Green empor aus ihrer knieenden Stellung.

Dora sieht nicht mehr die Schminke und Uebermalung auf dem schmalen Gesichte, sie sieht nur einen Menschen, der glühende Wege gewandert und der um Segen bittet. Und sie fühlt in diesem Augenblick, daß sie beide rein sind, keiner mehr und keiner weniger, die in den wilden Tänzen des Lebens Umherwirbelnde genau soviel wie die scheu und beklommen Abseitsstehende; da ist eine Sehnsucht, die alles rein macht, und eine Liebe, die alles vergibt!

Immer noch in jenem Schweigen, das die Seelen öffnet, sodaß man in sie hineinschauen kann wie in blaue Hallen, ruhen die Blicke der Frauen ineinander. Und das trübe, verstaubte Zimmer wird zu einem Tempel, in dem die Engel Gottes leise auf- und niederschweben.

Dann erhebt sich Alice, und klar, mit einer fast feierlichen Betonung spricht sie: „Niemand in diesem Hause soll Ihnen ein Haar krümmen, Dora, und niemals soll Mary Sie wieder veranlassen mitzukommen! Dies sind keine Geschäfte; es wäre abgefeimt!"

Sie greift noch einmal nach des Mädchens Hand und führt sie mit einer ehrfürchtigen Bewegung an ihre Stirne; dann verläßt sie das Zimmer.

Dora verweilt in einer tiefen Nachdenklichkeit. Ein Leuchten verklärt ihre Züge; nun weiß sie, daß die geheimen Wunder der Seele sich erst durch Schmerzen erschließen und daß die feinsten Freudigkeiten sich nur durch Leiden gewinnen.

Da öffnet sich die Türe, und Mary tritt herein.

Wie Beschämung liegt es auf den hübschen Zügen. Mit den Schmeichelbewegungen eines Kätzchens schmiegt sie sich an Dora: „Du, es tut mir leid, daß du mich vorhin so gesehen; Alice sagt, daß es dich krank gemacht! Aber so schlimm war es wohl nicht, was? ... Freilich, wenn ich jetzt aus der Perspektive der Erfahrung die Geschichte überblicke, muß ich zugeben, daß es ein sehr dummer Streich war, dich herzubringen ... Aber auf was für unglaublich törichte Dinge kommt man nicht in seiner Not? Und dann ... Du mußt die Sachen nicht so tragisch nehmen, Dora; so schlimm, wie du sie ansiehst, sind sie im Grunde nicht. Für seine Gefühle kann bekanntlich niemand. Ich habe Dick lieb; das ist eine einfache Tatsache, die ich mir nicht gern durch irgendetwas komplizieren möchte. Ich habe Fred gebeten, mich frei zu geben; aber er sagt, daß Ehescheidungen im höchsten Grade unbequem sind und viele Scherereien geben wegen der Kinder, jetzt und später ... Also muß der Status quo der Dinge bleiben, wie er ist; denn die von mir geplanten Veränderungen und Verschiebungen scheinen nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt zu sein ... Dick geht vielleicht bald nach Australien; damit ist die Herrlichkeit höchstwahrscheinlich sowieso zu Ende. Er sagt, dies Leben der nur halb ausgenutzten Kräfte halte er nicht mehr aus; er ist noch jung, er will fort in die Welt. Vielleicht, daß ihn die Fremde hält; denn für

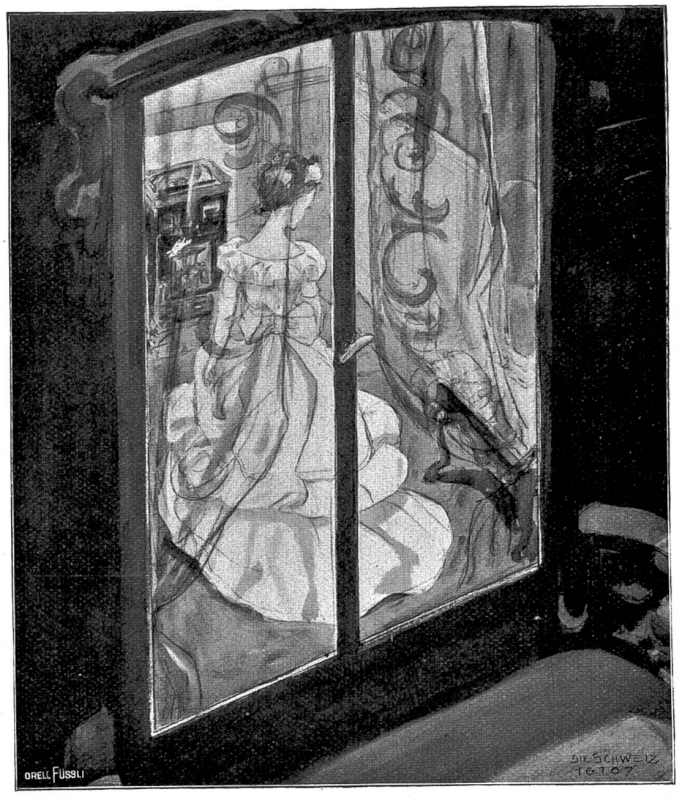
seine Treue möchte ich nicht die Hand ins Feuer legen, und es ist möglich, daß er nie wieder zurückkehrt. Darum kommt es jetzt immer wie ein Rausch über mich, wenn wir beisammen. Jede Minute ist ein Geschenk, ist kostbar... Natürlich, du, mit deinen regelrecht nach dem Gesetze eingestellten Empfindungen kannst es nicht verstehen, wie eine verheiratete Frau einen andern lieben und die Trennung von ihm als eine Traurigkeit empfinden kann. Ich will dir selbstredend nicht vor deinen Anschauungen sein, Gott soll mich bewahren; es soll jeder nach seiner Fasson selig werden!"

Mary schweigt eine kleine Zeit, um dann weiter das Durcheinander ihrer Empfindungen vorzukramen; denn das Begehren brennt in ihr, einmal alles zu sagen und ihre Seele in unverhüllter Nacktheit zu zeigen.

„Vielleicht dient es zu deiner Beruhigung, daß ich nie ein Geschenk von Dick angenommen als das Geständnis seiner Liebe, für mich freilich ein Geschenk, das ich nie hoch genug bewerten kann; denn ich sehnte mich darnach... Dick hat ja auch gar kein Geld. Wenn er's hätte, glaube mir, stehenden Fußes ginge ich mit ihm auf und davon. Dies unterliegt für mich nicht dem allergeringsten Zweifel. Aber so, da er sich selbst erst eine Existenz schaffen muß, wäre ich für ihn nur eine Bürde!"

Zorniger sprudeln Marys Worte, ihr kleiner Fuß scharrt am Boden:

„Was für ein Leben führe ich mit Mister Hellings? Was für ein Leben habe ich geführt? Es ist verabscheuens-, es ist erbarmungswürdig! Und wenn ich tausendmal selber mit daran die Schuld trage! Zu der Ehe bin ich gezwungen worden. Meinst du, ich habe den alten Mann gerne genommen, der als geistreiche Würze des Daseins mir täglich die zwei berühmten Episödchen vom zerbrochenen Bein und der ägyptischen Reise auftischte? Und dessen Hände schon damals zitterten, wenn er das Brandyglas zum Munde führte? Ich weiß, ich bin durchaus kein Juwel und habe deswegen keinen Anspruch auf eine besonders edle Fassung; indessen etwas mir gemäßer als Fred Hellings hätte sie bei gerechten Göttern immerhin doch sein können. Aber Pa und Ma sahen es ja als einen Glücksfall an, daß mich der reiche Mann heiraten wollte und es nicht nur auf einen zeitweiligen Flirt absah. So wurde der Sprung gewagt; damals kannte ich Dick noch nicht, und es ist wahr: mich, die ich nie das Arbeiten gelernt und sehr auf wohlgepflegte Fingernägel und seidene Unterkleider hielt, mich hat die Aussicht auf das Wohlleben auch geblendet! Aber wenn ich heute bekenne, daß ich mir den Vorgeschmack der Hölle mit den weichen Kissen des Reichtums eingetauscht, so sage ich nicht zuviel damit. Du meinst, ich lache und tänzle im allgemeinen vergnüglich durchs Leben und lasse mir nichts abgehen. Ach, oft lacht man auch, weil einem das Weinen kindisch und absurd erscheint... Was weißt denn du davon, Mädchen, was es heißt, einem ungeliebten Manne anzugehören, während dein ganzes Wesen nach einem andern brennt und schluchzt? Was weißt du davon, was es heißt, eines ungeliebten Mannes willenloses Eigentum zu sein, um das er seine Arme tasten darf, wenn immer er will? Was weißt du davon, wenn du allem und jedem stille halten mußt und kein Recht hast zu wehren, gleichviel ob er nüchtern ist oder betrunken, ob er dich streichelt oder dich schlägt? Das ist auch eine Art von Dirnentum, Liebchen, und weil nicht frei erwählt, sondern nur erduldet, weil man sozusagen gezwungenermaßen hineingejocht worden ist, fürchterlicher als alles andere, was ein Weib erleiden kann! Es ist in diesem Falle vollkommen gleichgültig, ob ich das sage, deren Moral um eine Dosis leichter ist als die der gewöhnlichen Durchschnittsmenschen; denn Qual bleibt Qual, gleichviel, wem das Schicksal sie einflößt, und wahrlich, ich müßte schon bedeutend fester eingeseift sein, als ich bin, um sie nicht mehr zu empfinden!"



Das Gegenüber. Nach dem Aquarell von Karl Itschner, Zürich-München.

Mary schöpft tief Atem, eine Falte gräbt sich zwischen ihre Brauen: „Wenn die Kinder nicht wären, ich glaube, ich ginge auch mit Dick in seine Armut! Mir scheint, ich könnte sogar noch das Arbeiten lernen, so lieb habe ich ihn... Aber so, die Kinder sind einmal da! Fred ist von jeher ein richtiger Narr in dieser Beziehung gewesen; er möchte am liebsten ein halbes Dutzend. Er denkt wohl, stärkere Fesseln binden fester. Es ist zum Verzweifeln!"

Mary schweigt. Als Dora nichts entgegnet und nur traurig auf das junge Weib schaut, das rastlos die Tiefen seiner Seele aufdeckt, fährt Mary fort, zögernd, als fürchte sie sich selber vor dem Lautwerden des Folgenden: „Ich glaube fast, es will wieder ein Kind kommen; ja, schaue nur nicht so ungläubig erschrocken!

Komm einmal her, Mädchen, ich will dir die Abgründe zeigen, durch die ich irren muß, täglich, stündlich!"

Mit einer zornigen Bewegung umkrampft Mary Doras Arm und flüstert mit rauher Stimme: „Kinder zu haben, die man nicht will, ist furchtbar; ich verfluche die Fruchtbarkeit meines Schoßes! Was sollen die Würmer auf der Welt mit solcher Mutter, mit solchem Vater? Man tut ihnen einen Schimpf an mit ihrem Leben, man bebürdet sie mit dem Fluche der erblichen Belastung! Tausendmal besser, sie blieben ungeboren! Ich wehre ihrem Kommen, soviel ich kann, und mir ist es ein Rätsel, warum sie sich in dies Dasein drängen, warum das Leben durch uns sich verjüngen will. Möglich, daß es noch Unwürdigere gibt: auf jeden Fall gibt es bei weitem Würdigere, die sehnend die Hände ausstrecken und die dennoch leer ausgehen! Es ist eine Weisheit in all diesen Dingen, die für mich dunkel und unverständlich ist!"

Mary erhebt sich aus der zusammengekauerten Stellung, in die sie während des Sprechens allmählich gesunken, und sagt dann in kühlerem Tone: „Ich möchte, ich dächte weniger nach über die Rätselhaftigkeit all dieser Daseinserscheinungen; es stünde besser um mich! In mir ist leider Gottes eine Mischung von Leichtigkeit und Schwere, über die ich zu Zeiten schlecht hinwegkomme!"

Sie reckt sich und schaut ein wenig spottend auf Dora: „So, da hättest du wohl ziemlich eine Generalbeichte meiner Sündhaftigkeit und Verderbtheit erhalten; mich deucht, da ist nun nicht mehr viel in meinem Wesen, was dir verborgen wäre. Stelle die Summen in deiner ordentlichen Weise im Soll und Haben untereinander und ziehe das Fazit: ich denke mir, die Ergebnisse werden sich die Wage halten! Glaube mir, Mädchen, in den meisten Fällen sind die Menschen nicht ganz so schlecht und auch nicht ganz so gut, wie wir sie halten und sie sich bemühen, in den Augen ihrer Nächsten zu erscheinen! Ein jeder hat etwas von Gott und etwas vom Teufel in sich, und keiner ist, in dem nicht irgend eine Versteckheit schlummert."

(Fortsetzung folgt).

Schicksal.

„Vergiß mich!" Sprach sie herben Munds
Und sah ihm kalt ins Angesicht,
Indes in ihres Herzens Tiefen
Verbannte Stimmen qualvoll riefen:
„Vergiß mich nicht!"

Sie wehrte seinem heißen Kuß
Und wand aus seinen Armen sich ...
Er ging — er konnte ja nicht wissen,
Daß nachts sie weinte in die Kissen:
„Komm, küsse mich!"

Clara Forrer, Zürich.

Weltflucht.

„Was kümmern mich die Menschen?
Ich wandre meinen Weg
Fern ihrem Tun und Lassen;
Ich liebe stumme Gassen
Und einen schwanken Steg.

Die Einsamkeit, die Scheue
Folgt einzig meinem Fuß;
Sie weiß gar seltne Rede,
Und der Gedanken Fehde
Führt sie zu gutem Schluß ...

Drum brauch' ich keine Menschen;
Ich bin mir selbst genug ..." —
Da steigt vom Berg herunter
Ein Kind; es grüßt mich munter
Sein Lächeln sonder Trug.

Aus morgenklaren Augen
Trifft mich ein warmes Licht.
Da plötzlich fühlt die Seele,
Daß ihr zum Lieben fehle
Ein menschlich Angesicht,

Ein Antlitz, drin zu lesen
Ein anverwandt Geschick ...
Da wend' ich meine Schritte,
Und zu der Menschheit Mitte
Kehr' sehnend ich zurück.

Clara Forrer, Zürich.

Es rauscht der Wald in Maienlust ...

Es rauscht der Wald in Maienlust,
Der Frühling sitzt in den Zweigen,
Es keimt das Lied in des Vogels Brust,
Die Mücken versuchen den Reigen:
Wach auf, mein Herz!

Die Sonne locket die Freude hervor,
Es grünt und blüht an den Wegen,
Sie zieht durch des goldenen Frühlings Tor,
Verheißet des Sommers Segen:
Vergiß den Schmerz!

Der Himmel ist blau, kein Wölkchen droht,
Die Stürme vertobten nach Norden —
Sorg nicht um des kommenden Winters [Not,
Nun da es Frühling geworden:
Blick himmelwärts!

† Carl Josephy.